

Theaterpredigt zum Schauspiel „Bürgerwehr“ von Alan Ayckbourn

Von Ralf Zaizek, Kreisgeschäftsführer des DRK-Kreisverbandes Dessau-Roßlau

Kirche St. Johannis Dessau-Roßlau, 6. Oktober, 14.30 Uhr

Und, haben Sie gelacht und sich amüsiert, gestern bei der Premiere von „Bürgerwehr“ im Alten Theater? Oder ist Ihnen – zumindest ab und zu – das Lachen im Halse stecken geblieben?

Nun, ich habe mich schon gefragt, warum ausgerechnet ich eingeladen wurde, diese Theaterpredigt zum ursprünglich in England verfassten Stück von Alan Ayckbourn zu halten. Meine tiefe Religiosität war – zumindest nehme ich das an – wohl eher **nicht** der Grund für diese Auswahl. Oder dachte man vielleicht daran, dass ich mit meiner Herkunft aus dem Westen ein bisschen das Gefühl von „Fremdsein“ kennen würde. Da muss ich Sie nämlich enttäuschen: Dessau ist sehr schnell mein vertrautes zu Hause geworden, hier fühle ich mich nicht öfters fremd, als möglicherweise Sie in bestimmten Situationen des Alltags in unserer Stadt.

Der Autor von „Bürgerwehr“, Alan Ayckbourn, war mir bis vor sehr kurzem völlig unbekannt. Ein Blick in seine Vita zeigt, dass das eigentlich eine Bildungslücke darstellt, denn der 1939 in Hamstead bei London geborene Brite hat über 70 Theaterkomödien geschrieben, die zum Teil sogar verfilmt wurden. Seine Werke drehen sich meist um menschliche Schwächen der englischen oberen Mittelschicht im Umgang miteinander. Ayckbourn gilt auch als Meister der Farce. Nach der Einschätzung des British Council gehört er zu den herausragenden zeitgenössischen Dramatikern.

Er wurde von der britischen Königin zum Commander des „Order of the British Empire“ ernannt und 1997 als erster Dramatiker seit langer Zeit zum „Sir“ in den Adelsstand erhoben.

„Die Zeit“ beurteilte sein Werk übrigens so: „Wo bei Shakespeare die Männer Macht und Bedeutung haben, sind bei Ayckbourn längst die Frauen Trägerinnen der Potenz und des Lebenswillens. In seinem Werk finden wir Damen vom Schlag Camilla Parker Bowles; seine Männer sind einfühlsame, zaudernde Wichte.“

Das Stück „Bürgerwehr“ wurde 2011 veröffentlicht – also vor der europaweit wahrgenommenen sogenannten Flüchtlingskrise – und trotz der Nachwirkungen eines Schlaganfalls ist Ayckbourn bis heute literarisch aktiv.

Das Stück spielt also auch in England, lässt sich aber problemlos in nahezu jedes europäische Land dieser Tage verorten. Ich selbst hatte beim Lesen der Textfassung eine Eigenheimsiedlung am Stadtrand meiner Heimat im Ruhrgebiet im Kopf, Assoziationen zu Zechensiedlungen mit sehr stark ausgeprägtem Gemeinschaftssinn kamen dazu, und das passt auch großartig zur ersten Zeile der Ankündigung zum Theaterstück auf den Seiten des Anhaltischen Theaters:

„Manchmal ist die Lösung schlimmer als das Problem.“

Da ziehen Hilda und Martin, ein außerordentlich eng verbundenes Geschwisterpaar mit deutlich christlich-konservativer Prägung, relativ unvoreingenommen in eine neue Stadt, vielleicht aber auch nur in einen neuen Stadtteil, in das „Haus ohne Zaun“ der kürzlich verstorbenen alten Dame Mrs. Beedie, die schon ein wenig wunderbarlich schien:

„Die Jugendlichen sind ein und aus spaziert. Haben gegrölt, gelacht, geraucht...“
– „Sie hat Ihnen immer Saft und Rosinenbrötchen gegeben...“

Was für den einen fast idyllisch anmutet, dass hier über Generationsgrenzen hinweg gelebt und erlebt wird, ist für andere doch eher bedrohlich: „Sie kann von Glück reden, dass Sie am Leben geblieben ist.“

Fragen Sie mal fröhlich feiernde Jugendliche in unserer Stadt, wie auf sie nicht selten reagiert wird. Mir scheint, der Umsatz von Rosinenbrötchen ist durchaus ausbaufähig.

Hilda und Martin bezeichnen sich selbst als „ein wenig verrückt“ und machen das nicht zuletzt an den Figuren in Ihrem Garten fest. Da ist zunächst Monty, eigentlich ein Gartenzwerg und aus persönlichen Motiven der besondere Schatz von Martin. Gartenzwerg Monty heißt eigentlich Montgomery und ist „Herrscher über seine Ländereien“, den Garten von Hilda und Martin. Und da ist Jesus, also zumindest eine Jesusfigur, die Hilda im Gartengebüsch aufstellt. Hier gibt es einen skurrilen Dialog als Martin fragt: „Was hast Du denn mit Jesus gemacht? Ich sehe ihn nirgends.“ und Hilda antwortet „Da hinten.“ Martin zeigt sich erstaunt: „Da – im Gebüsch!?! Er guckt zwischen den Büschen hervor. Was macht er da?“, aber Hilda erklärt: „Die Dinge im Auge behalten.“

Genau das würde man sich im weiteren Verlauf des Stückes dann schon des Öfteren wünschen: Dass jemand „die Dinge im Auge behalten“ würde.

Noch wird der fehlende Zaun um das Grundstück als etwas Besonderes im positiven Sinne erlebt: „Ich bin froh, dass wir keinen großen hohen Zaun haben wie die Leute rechts und links. Bei solchen Zäunen hat man doch überhaupt keine Aussicht. Warum sie die gebaut haben...?“ fragt sich Hilde noch, aber Martins Blick in die Ferne lässt bereits erste Bedenken erahnen: „Bei so einer Siedlung wie der da unten weiß man nie. Da werden die Leute nervös. Fühlen sich schutzlos...“ raunt er, fügt aber auf Nachfrage seiner Schwester, ob er vielleicht doch einen Zaun bauen will hinzu: „Ich und Jesus. Gemeinsam sind wir stark, keine Sorge.“

Das wäre nun eigentlich der passende Übergang in eine klassische Predigt, aber erstens kommt es anders als man zweitens meistens denkt. Es gibt da ja noch

die Nachbarn, die zur Hauseinweihung eingeladen sind. Und die bringen vermutlich kleine Geschenke mit und das gesammelte Wissen zum Leben in dieser ehrenwerten Siedlung. Auch Hilda und Martin haben so ihre vorgefertigte Meinung: „Kostenloser Tee? Da rennen sie einem die Bude ein.“

Aber bevor die ersten Gäste kommen gibt es scheinbar ungebetenen Besuch im Garten und Martin beobachtet einen Jungen auf seinem Privateigentum. Und das geht ja schon mal gar nicht: „Geh da sofort runter! Hast Du gehört? Runter mit Dir!“ ruft er und geht schließlich in den Garten. Es kommt zu einer Rangelei, er entreißt dem „Eindringling“ etwas und kriegt einen Tritt gegen das Schienbein...der Junge flieht, laut Martin in Richtung jener ominösen Siedlung.

Die ersten Gäste der Hauseinweihung beweisen sich sofort als „besorgte Bürger“ und entwickeln das von nun an eskalierende Bedrohungsszenario eines unbestimmten Fremdseins. Hier wird keine Hautfarbe und keine Religion bemüht, sondern „nur“ die vermutete Zugehörigkeit zur sogenannten „Siedlung“ um festzustellen: „Heutzutage haben die alle Messer. Bis an die Zähne bewaffnet.“

Kommt uns irgendwie bekannt vor, oder!?

Nach und nach kommen mehr Nachbarn zusammen – eine wirklich illustre Schar von ehemaligen Sicherheitsdienstlern, Lokalzeitungsreportern, einem gehörnten Ehemann, dessen Frau häufig wechselnde Männerbekanntschaften genauso pflegt wie ihre große Klappe, einem lesbischen Paar und so weiter.

Und nach diesem Ereignis sind auch Hilda und Martin schnell verunsichert, da auch ihr Vertrauen in die Ermittlungsarbeit der Polizei grandios zerstört wird:

„Die Polizei? Kann man vergessen. Das ist eine No-go-Area. Da traut sich kein Beamter, wenn's dunkel wird, rein. Nicht mal in voller Kampfmontur. Ich hab‘

einen Freund bei der Polizei, der hat mir erzählt, dass deren Kontrolle am seidenen Faden hängt... so dünn...Und nicht nur hier. Im ganzen Land...“

Ähnliche Botschaften hat man übrigens am letzten Dienstag auf einer Kundgebung der AfD auf dem Marktplatz hier in Dessau vernehmen können, als es um das sogenannte Justizversagen und Skandalurteil im Zusammenhang mit der schrecklichen Vergewaltigung eines Kindes in Roßlau in diesem Jahr ging.

Als schließlich Monty – Sie erinnern sich? Der berühmte Gartenzwerg... - von Unbekannten zerstört wird, ist es mit der Zurückhaltung auch bei Martin vorbei:

„Sie haben es so gewollt. Das heißt Krieg. Krieg. Ihr habt es nicht anders gewollt. Krieg! Habt Ihr verstanden? (Brüllt) KRIEG!“

Was folgt, ist eine Spirale aus Angst und Feindseligkeit, in der sich Martin einerseits zum charismatischen Führer einer zunehmend militanten und gewaltbereiten „Bürgerwehr“ entwickelt, andererseits in seiner zunächst geheimen außerehelichen Beziehung zu Amy, der promiskusen Nachbarin, immer wieder selbst an den Rand seiner eigenen Moralvorstellungen gerät.

Neue Regeln in allen Lebensbereichen – eigene Gerichtsbarkeit etwa mit einem „Pfahl, um Exempel zu statuieren“ auf der Verkehrsinsel im Kreisverkehr, den man aber bitte nicht Pranger nennen möge, sowie eigene Sicherheitsorgane lassen klare faschistische Tendenzen erkennen: „Der Ausschuss wird in Kürze Bestimmungen und Richtlinien erlassen, um für ein Mindestmaß an Disziplin zu sorgen, die notwendige Muskelkraft für diesen schlappen, vernachlässigten Körper, den wir Gesellschaft nennen.“ und die extatische Selbsterhöhung Martins „Es ist jemand für euch da! Der für Euch die Stimme erhebt! Der für eure Sache kämpft! Und dieser Mann steht heute hier vor euch! Ich danke Ihnen, und Gott segne Sie alle!“ lösen bei seinem Gegenspieler Luther – feines

Wortspiel, nicht wahr!? – die fassungslose Erkenntnis aus: „Sie sind total verrückt. Gott steh‘ uns bei!“

Und hier sind wir dann tatsächlich bei Gott, denn nach Montys Zerstörung stellt bereits Amy, die geheime Geliebte Martins, sarkastisch fest: „Sieh an, Jesus hat den Platz vom verstorbenen Monty eingenommen.“

Hat er das?

Es sei vielleicht noch einmal daran erinnert, dass unsere Hauptfiguren zu Beginn des Stückes den eigenen christlichen Hintergrund deutlich hervorgehoben haben. Zumindest die Frage ist also erlaubt: Was hat das mit Religion und Glauben zu tun? Gibt es eine Rechtfertigung für Ausgrenzung, Fremdenfeindlichkeit und Rachedurst, wie sie diese strenge Gemeinschaft entwickelt?

Sicherlich gibt es genügend Beispiele in der Geschichte der Kirche, in der totalitäre Strömungen oder extremistische Kämpfer für den Glauben genau diese Haltung vertreten haben und im Namen Gottes eine Spur der Verwüstung und menschlichen Leids hinter sich hergezogen haben. Dies ist aber weder ein Privileg christlicher Glaubensgemeinschaften noch ein berechtigter Vorwurf gegenüber anderen Glaubensrichtungen, wie etwa aktuell der Islam häufig ziemlich einseitig als fundamentalistische Weltbedrohung präsentiert wird.

Wenn wir Christen uns aber auf Jesus Christus berufen, dann sollte sein Wirken doch auch beispielgebend sein. Das neue Testament bietet genügend Berichte über den fehlbaren Menschen Jesus Christus, an dem sich zu orientieren auch heute noch zeitlos hilfreich sein könnte. Ich persönlich bin zum Beispiel totaler Fan des (vermutlich) historischen Jesus, der liebt, leidet, trauert, wütend ist,

und sogar vor ein wenig Gewalt nicht zurückschreckt, dabei aber immer wieder verzeiht und seine Arme weit ausbreitet für alle Menschen seiner Zeit, und besonders für die Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen oder von dieser völlig ausgegrenzt werden.

Im Lukasevangelium gibt es die bekannte Geschichte über den Zöllner Zachäus:

Evangelium nach Lukas - 19,1-10

„In jener Zeit kam Jesus nach Jericho und ging durch die Stadt. Dort wohnte ein Mann namens Zachäus; er war der oberste Zollpächter und war sehr reich.

Er wollte gern sehen, wer dieser Jesus sei, doch die Menschenmenge versperrte ihm die Sicht; denn er war klein. Darum lief er voraus und stieg auf einen Maulbeerfeigenbaum, um Jesus zu sehen, der dort vorbeikommen musste.

Als Jesus an die Stelle kam, schaute er hinauf und sagte zu ihm: Zachäus, komm schnell herunter! Denn ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein.

Da stieg er schnell herunter und nahm Jesus freudig bei sich auf. Als die Leute das sahen, empörten sie sich und sagten: Er ist bei einem Sünder eingekehrt.

Zachäus aber wandte sich an den Herrn und sagte: Herr, die Hälfte meines Vermögens will ich den Armen geben, und wenn ich von jemand zu viel gefordert habe, gebe ich ihm das Vierfache zurück.

Da sagte Jesus zu ihm: Heute ist diesem Haus das Heil geschenkt worden, weil auch dieser Mann ein Sohn Abrahams ist. Denn der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist“

Machen Sie doch einmal bei sich so etwas wie einen „Selbsttest“: Bei uns klingt das doch oft ganz anders, nämlich: „Der kommt mir nicht in mein Haus!“

Und wenn es sich dann mal doch nicht verhindern lässt, zählen wir beinahe die Sekunden, bis der unerbetene Gast doch bitte endlich wieder geht. Dabei ist dieses Gefühl zunächst zutiefst menschlich.

Lassen Sie uns einmal darüber nachdenken, wie wir andere Menschen in unserem tiefsten Innern sortieren: Zwischen solchen, denen wir vertrauen können und solchen, bei denen wir uns immer ein wachsames Auge bewahren möchten oder noch schlimmer, die wir am liebsten auf den Mond schicken würden.

In der Fremde ihrer neuen Wohnumgebung geht es den Geschwistern Hilda und Martin zunächst gar nicht anders. Solche Gedanken und Wünsche sind manchmal auch schwer abzuschalten.

Aber es gibt zweifelsfrei andere Wege, sich mit diesen Urteilen, die eben doch meist nur Vorurteile sind, auseinanderzusetzen.

Als Menschen – und ich benutze dieses Wort in erster Linie in Bezug auf den Menschen Jesus Christus als Vorbild - sollten wir aber immer bestrebt bleiben, unser Mensch-Sein in Bezug auf alle Mitmenschen nicht zu vergessen, indem wir die Mitmenschen, die uns eigentlich nicht passen, nicht aufgeben.

Jesus als Gottes Sohn will bei dem sündhaften Zöllner Gast sein. Das können wir im Alltag auch leisten, auch wenn es solche Zöllner nicht mehr gibt. Es sollte in unserer Beziehung zu Anderen so sein: Nicht einfach wollen, dass dieser andere Mensch gefälligst aus unserem Leben verschwindet, sondern dass das Gute in ihm durch uns nicht übersehen wird.

Wie Jesus auf Zachäus zuging, so müssen wir uns auf die Menschen zubewegen, die Vorbehalte und Ängstlichkeiten überwinden, die erlittenen Verletzungen nicht nachtragen, sondern bereit bleiben, die Hand zu reichen.

Ob wir so weit sind, können wir ganz einfach überprüfen: Denken wir an den Menschen, den wir am liebsten auf den Mond schießen würden und fragen wir uns, ob wir zu ihm sagen könnten: „Ich will, dass Du heute in meinem Haus zu Gast bist.“.

Sind wir in unserer Stadt bereits so weit? Leider ist hier aus meiner Sicht – sagen wir es mal so – noch erhebliches Entwicklungspotential. Oder um es mit einem lockeren Spruch zu beschreiben: Wer morgens noch zerknittert aufwacht, hat die besten Chancen, sich tagsüber zu entfalten.

Fremde sind für mich persönlich zunächst einmal Menschen, wenn sie mir gegenüber treten. Alles weitere ist von meinem und deren Verhalten abhängig. Und Fremdsein kann so unterschiedliche Gründe haben: Da muss niemand eine beschwerliche Flucht erlitten haben, um hier in Dessau nicht gleich „anzukommen“. Oder denken Sie, dass ein Arbeiter aus der schwäbischen Provinz, der hier zu uns kommt, nicht auch ein Sprach- und Mentalitätsproblem hätte!? Sie kennen doch den Satz „Wir können alles, außer Hochdeutsch!“ Und, sorry, da ist wirklich viel dran.

Kinder können da großartige Vorbilder sein, denn deren Wahrnehmung der Welt ist von Neugier geprägt. Eine Begegnung zwischen Kindern unterschiedlicher Hautfarben etwa funktioniert in der Regel genauso einfach, wie bei Kindern mit unterschiedlichen Sprachen. Hier passiert es bisweilen sogar, dass sie sich sehr schnell eine eigene, gemeinsame Geheimsprache ausdenken, die dann wir leider nicht mehr verstehen.

Davon abgeleitet: Als großer Fan von Borussia Dortmund habe ich sogar echte Freunde unter Schalker Anhängern. Davon können sich insbesondere

zahlreiche RB Leipzig-Hasser in dieser Republik gerne mal eine Scheibe abschneiden.

Ich habe mich in den vergangenen Jahren sehr intensiv für eine Stärkung der Toleranz in unserer Stadtgesellschaft eingesetzt, damit diese Stadt, die ich persönlich als sehr lebens- und liebenswert erlebe, eine gemeinsame Haltung zum Umgang miteinander entwickelt und verstetigt.

Die 2017 aus Meinungsbildern Dessauer Bürger*innen formulierte CHARTA DER TOLERANZ ist ein Ausdruck dieser Bemühungen. Wenn es uns gelingt, diese Grundwerte, die sich auch in vielen Nachuntersuchungen für zahlreiche Menschen als tragfähig erwiesen haben, zu unterstützen und zu leben, dann ist das die Gesellschaft, in der ich beispielsweise leben möchte. Und ich bin sehr sicher, dass das auch im Sinne **der** christlichen Kernbotschaft ist, für die es sich einzusetzen lohnt: Nächstenliebe.

Für eine Unterstützung der CHARTA DER TOLERANZ durch Ihre Unterschrift werbe ich nachdrücklich, wer Interesse hat kann nach dieser heutigen Theaterpredigt die CHARTA bei mir unterzeichnen. *(Hinweis: Auch jederzeit online möglich unter www.charta-der-toleranz.de)*

Ich habe als 14-jähriger Junge zu meiner Konfirmation von Pfarrer Kuhn in meiner Heimatstadt Herten einen Konfirmationsspruch mit auf den Weg gegeben bekommen – übrigens nicht selbst ausgesucht –, der bis heute mein Motto geblieben ist:

„Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein; sonst betrügt ihr euch selbst.“ heißt es bei Jakobus 1,22.

Auch das kann als ein Aufruf für eine andere Bürgerwehr verstanden werden, in der es um ein engagiertes Aufeinander zugehen, um die Neugier am Menschen gegenüber und um die Bereitschaft zum Helfen in vielfältigen Lebenslagen

geht. Und diese andere Bürgerwehr ist dann hoffentlich auch wehrhaft gegen die vielfältigen Einflüsterer einer anderen Weltsicht voller Hass, Rassismus und Ausgrenzung Andersdenkender. Hier ist nicht nur die Demokratie herausgefordert, sondern für mich tatsächlich jeder Mensch für sich.

Es mag Sie überraschen, aber ich bin nicht fest davon überzeugt, dass Menschen per se gut sind. Aber es ist das Privileg des Menschen, **bewusst** gut zu denken und zu handeln. Eine Aufforderung hierzu findet sich schon im wichtigsten Gebet unserer Glaubensgemeinschaft, dem Vater Unser:

„Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“

Es gibt ein bewegendes Beispiel für diese tatsächliche große Kunst in der schwierigen Geschichte zwischen Deutschland und England – und jetzt kommt kein Brexit-Gag. Ich spreche vom Versöhnungsgebet von Coventry:

Das Gebet wurde 1959 formuliert und wird seitdem an jedem Freitag um 12 Uhr unter freiem Himmel im Chorraum der alten Kathedrale in Coventry gebetet. Am 14. November 1940 flog die deutsche Luftwaffe einen schweren Luftangriff auf Coventry, der weite Teile der Stadt zerstörte und viele Todesopfer forderte. Dennoch rief Dompropst Richard Howard an Weihnachten in einer landesweiten Rundfunkübertragung aus der Ruine seiner zerstörten Kathedrale dazu auf, keine Rache zu üben, sondern sich für Versöhnung einzusetzen:

„Wir alle haben gesündigt und mangeln des Ruhmes, den wir bei Gott haben sollten. Darum lasst uns beten:

Vater, vergib!

Den Hass, der Rasse von Rasse trennt, Volk von Volk, Klasse von Klasse:

Vater, vergib!

Das habgüchtige Streben der Menschen und Völkler, zu besitzen, was nicht ihr eigen ist:

Vater, vergib!

Die Besitzgier, die die Arbeit der Menschen ausnutzt und die Erde verwüetet:

Vater, vergib!

Unseren Neid auf das Wohlergehen und Glück der anderen:

Vater, vergib!

Unsere mangelnde Teilnahme an der Not der Heimatlosen und Flüchtlinge:

Vater, vergib!

Den Rausch, der Leib und Leben zugrunde richtet:

Vater, vergib!

Den Hochmut, der uns verleitet, auf uns selbst zu vertrauen und nicht auf dich:

Vater, vergib!

Lehre uns, o Herr, zu vergeben und uns vergeben zu lassen, dass wir miteinander und mit dir in Frieden leben. Darum bitten wir um Christi willen.“